

Heinrichs Romfahrt [Fortsetzung]

Autor(en): **Heer, J.C.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 6

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635586>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 6 - 28. Jahrgang

Verlag: Berner Woche, Bern

5. Februar 1938

Mutter

Was wollen Mutteraugen?
Sie wollen still behüten
Das Kind, daß einst ein Segen
Erwächst aus Frühlingsblüten.

Was wollen Mutterhände?
Sie wollen führen, leiten
Das Kind, bis sicher schreitet
Sein Fuß in eigene Weiten.

Was wollen Mutterherzen?
Ach! Ihnen eingeschrieben
Vom Leben bis zum Tode
Ist: Immerdar zu lieben.

Johanna Siebel.

Heinrichs Romfahrt

ROMAN von J. C. HEER

29

„Die Bildung, den Wohlstand, die Tatkraft, den vaterländischen Opfermut hat die Kirche damals aus dem Land gepfeift. Wo die tessinischen Flüchtlinge mit ihrer Kunst, ihrer Industrie, ihrem Unternehmungsfinn und ihren Lebenssitten Aufnahme fanden, blühten die Städte und Gegenden durch ihr Beispiel empor. Die Wunde aber, die durch die Vertreibung der Edelsten unserm Lande geschlagen worden ist, blutet jetzt noch als eine offene Schwäre an unserm Volksleben fort. Was heißt Tessiner fein? Als ein armer, ungebildeter Handlanger in der Welt draußen sein Brot verdienen müssen. Das ist die Wohlthat unserer Kirche!“ Gini schlug die Hände über dem Kopf zusammen und ging davon. Ich fürchte, unserm Haus sei das Gespräch ein Schaden.“

„Lieber Heinrich! Was schreibst Du für schöne italienische Briefe! Daraus merke ich Deine große Liebe. Du sollst aber die meinen nicht darnach beurteilen, daß ich im Deutschen so stark zurückgeblieben bin. Die Träume in der Nacht machen mich für den Tag elend. Carlo befahl mir, kleinen Vögeln die Augen auszubrennen. Und ich tat's! Jetzt graut mir vor meinen Händen!“ — —

„Entsetzlich! Heute war ein junger Advokat, der sich von Pfarrer Gini führen ließ, bei uns. Der Mann mit dem frechen Geiergesicht ist der Verteidiger Carlos und einer seiner Partei. Es soll bewiesen werden, daß der Verhaftete in den Tagen seiner Tat unzurechnungsfähig war. Dazu soll unsere Liebe dienen. Wenn dem Advokaten zu glauben wäre, so hätte mich Carlo verleumdet. Er fragte mich Deinetwegen unflätige Dinge. Ich verweigerte die Antwort und wundere mich hinterher, daß

ich ihm nicht die Hand ins Gesicht geschlagen habe. — Ich weinte wie ein Kind über unsere verunreinigte Liebe, über meine verletzte Ehre. — O, die Gemeinheit! — Jetzt ist mir, als liege zwischen uns ein Sumpf, aus dem giftige Dünfte steigen und mich des Atems berauben.“ — —

„Ich werde stets wirrer. Es hat mir so grauenvoll geträumt. Ich sah eine fremde Stadt, an der ein Wasser vorbei fließt, vielleicht Lübingen. Am Ufer lag ein erschlagener Knabe mit einer klaffenden Wunde im blonden Haar, zur Seite geschleudert sein Schulränzlein. Ich dachte eben: Was für ein schönes Kind! Da kamst Du und hieltest mir wutschraubend, wie ich Dich nie gesehen habe, die Fäuste unter das Gesicht. „Warum hast Du ihn nicht besser behütet? Du wußtest doch, daß Grimelli einmal erscheinen und an uns Rache nehmen würde.“ Aus diesem Traum erwachte ich mit einem Angstschrei, der das Haus weckte. Nun geht er mir nach. Mein Kopf ist nicht abergläubisch, aber mein Herz! Es hat die letzte schöne Hoffnung verloren, an die es sich klammerte. Wie meine Liebe durch den Advokaten verunreinigt ist, so durch den Traum der lichte Gedanke an ein Kind, den mir der Vater eingegeben hat und für den ich ihm still dankbar war. Denke Dir einmal, ich trüge es unter meiner Brust, könnte ich anders als mit Todesangst den Weg gehen, der sonst für ein Weib der seligste ist? Ich fürchte, wegen dieser Angst würde mein Kind schon im Leibe sterben. Wir dürfen nicht zusammenkommen, Heinrich! Ueber diesen Gedanken werde ich stets klarer, und er wächst jeden Tag. Was könnte ich Dir sein in meiner Furcht?“ — —

„Der Verteidiger hat es durchgesetzt, in vier Tagen muß ich in Bellinzona als Entlastungszeugin für Carlo vor das

Schwurgericht treten. Was heißt das? — Ich soll die Schuldige sein, daß mein Verlobter Verbrecher geworden ist! Der Verteidiger wird unsere Liebe auf das gemeinste vor das Volk reißen, und es ist schauderhaft, daß ich ihn noch einmal sehen soll. Der Vater sagt, ich sei schmal geworden, und wenn ich in den Spiegel sehe, so denke ich, lieber Heinrich, Du verlierst nicht viel an mir.“

„Testa hat mich nach Bellinzona vor das Gericht begleitet. Es ging mir nicht schlecht. Als der Verteidiger seine verhänglichen Fragen an mich stellen wollte, schützte mich der Obmann, der sie nicht zuließ. Bei einem zweiten Versuch des Advokaten, mich bloßzustellen, schnellte Carlo, der sterbensblau zwischen Landjägern auf der Anklagebank saß, empor und sprach: „Was mir geschehe, die Ehre der Fräulein Cesari darf nicht in Frage kommen. Wenn ich sie in den Verhören verdächtig habe, so war es eine Schlechtigkeit von mir. Ich bereue sie.“ So konnte ich gehen. Testa fuhr nach Genua; wie ich heimgeschwankt bin, das ist mir aus dem Gedächtnis verschwunden. O, die vielen gemeinen Augen, und es ist nicht gut, daß ich Carlo wiedergesehen habe, daß ich ihm die Erlösung aus Fragen verdanke, die ein Mädchen auf das tiefste beleidigen. Nun schwebt sein Gesicht mit bohrenden Blicken vor mir und verdeckt mir das Deine.“ —

„Ich besitze einen lieben Brief von Maria-Angela Potolomeo, der Du so unrecht getan hast. Sie schreibt, daß sie im Umgang mit ihren kleinen Krüppeln selbst den Tod ihres Bruders vergessen und nichts mehr den weihewollen Frieden, die süßen Vorahnungen des Paradieses in ihrer Seele stören könne. Der Brief ist mir gefährlich; mein Herz schreit nach Frieden! Schon als ich von Grauen über die Menschen ergriffen aus dem Gerichtsgebäude von Bellinzona trat, riß mich eine blinde Gewalt hinunter nach Como. Welchen Trost in meinem vielen Leid fände ich bei Maria-Angela, die jetzt schon eine Heilige ist! Nur wegen des Vaters bin ich wieder nach Altanca hinaufgegangen.“ — —

„Dem Vater geht es schlimm und schlimmer. Kein Wunder bei unserm traurigen Erleben! Er ist voll Todesgedanken; er spricht viel von Dir; er hat ein unbeschreibliches Vertrauen in Dich; er wünscht, daß ich Dich rufe, und sagt, wenn ihn der Tod überrasche, solle ich zu Dir eilen und alles andere Testa überlassen.“ — —

„Eben erhalte ich Dein Telegramm. Gott ja, ich habe Dir schon lange nicht mehr geschrieben. Was sollte ich? — Ich kann Dich nicht rufen, wie es der Vater wünscht. Wir müssen uns lassen, Heinrich. Was hilft es, daß ich meine Arme wund nach Dir strecke? — Ich bin durch eine furchtbare Macht an Como geschmiedet. Und mein armer Vater merkt es. Was soll ich Dir antworten?“ —

Und nun folgte Doias letzter Brief.

„Ich sitze in Lugano in dem Gasthaus, in dem ich bei unserer letzten Reise mit Dir das Abendbrot verzehrt habe. Alles in mir ist wund und brennt. — Ich ahnte, daß es gefährlich um den Vater stand; aber an sein baldiges Sterben glaubte ich doch noch nicht, auch nicht der Arzt. Nun hat ihn der Tod im Schlaf überrascht. Das war für ihn eine große Wohlthat; aber er ist ohne die Sakramente dahingegangen. Ich betete an seiner Leiche. Da kam Pfarrer Gini, um sie einzusegnen. Er sagte zu mir, weil die Sakramente versäumt worden seien, hätte ich kein Recht, bei dem Toten zu verweilen. Wenn die Seele des Verstorbenen in der Hölle verloren gehe und ewige Qualen erleide, so sei ich schuld. Ich sei schuld an seinem plötzlichen, unvorbereiteten Tod, wie ich auch schuld sei, daß Carlo sieben Jahre im Gefängnis sitzen müsse. Ob ich denn nicht end-

lich spüre, daß die Strafe Gottes über mir sei, weil ich seine heilige Kirche in der Liebe zu Dir verleugnet habe? —

Wie entsetzlich! Während ich schreibe, kommt immer das Zimmermädchen und will mich zur Ruhe bringen, damit sie mir kalte Umschläge machen könne. Und der Wirt kommt und fragt, ob er nicht doch einen Arzt für mich rufen dürfe. —

Ja, ich glaube, daß ich irrsinnig bin. Ich bin es über den Worten des Pfarrers geworden. Hat er so unrecht, daß ich am Tod meines Vaters schuld sei? — Ich ließ mich für meine Sicherheit vor Carlo feige ins Kloster führen und den Vater für mich büßen. Das geht deutlich aus dem Ruf hervor, mit dem der Unglückselige die Schüsse auf ihn abgab. Carlo schrie: „Hier hast du den Lohn, daß du Doia für den deutschen Erdtrebs aufgespart hast.“

Nein, Heinrich, das sollte ich Dir nicht schreiben. Verzeihe es mir tausendmal. Ich kann den Brief nicht neu anfangen; dafür reicht die Kraft nicht.

Also der Vater ist für mich gestorben. In der Verwirrung des Schuldbewußtseins nahm ich den Brief der Maria-Angela Potolomeo auf die Brust. Sie weiß besser, wie Gott denkt, als der Pfarrer. Denn sie ist die Heiligere. Den ganzen Tag habe ich dem toten Vater die blassen Lippen geküßt. Zwischenhinein habe ich das Telegramm an Dich aufgesetzt. In der Abenddämmerung ließ ich die Leiche. Warum weiß ich nicht. Vielleicht aus Wahnsinn. Ich raffte das zusammen, was mir wertvoll schien, besonders meine Briefe, die niemand finden soll. Als ich das Dorf verließ, glaubte ich, ich ginge dem Wunsche des Vaters gehorsam zu Dir. Aber der Brief der Maria Angela, der auf meiner Brust ruhte, führte mich geheimnisvoll auf die Straße gegen Como. Das ist nun mein Schicksal. Wenn diese Zeilen in Deine teuren Hände kommen, so hat sich die Klosterpforte hinter mir geschlossen. Warum mußte es geschehen? Einmal wird es sich klären, werden wir uns als Selige wieder die Hände reichen und darüber sprechen. Wir haben ja beide den gleichen Himmel. Das glaube ich. —

Geliebter, sei mir ein gnädiger Richter!“

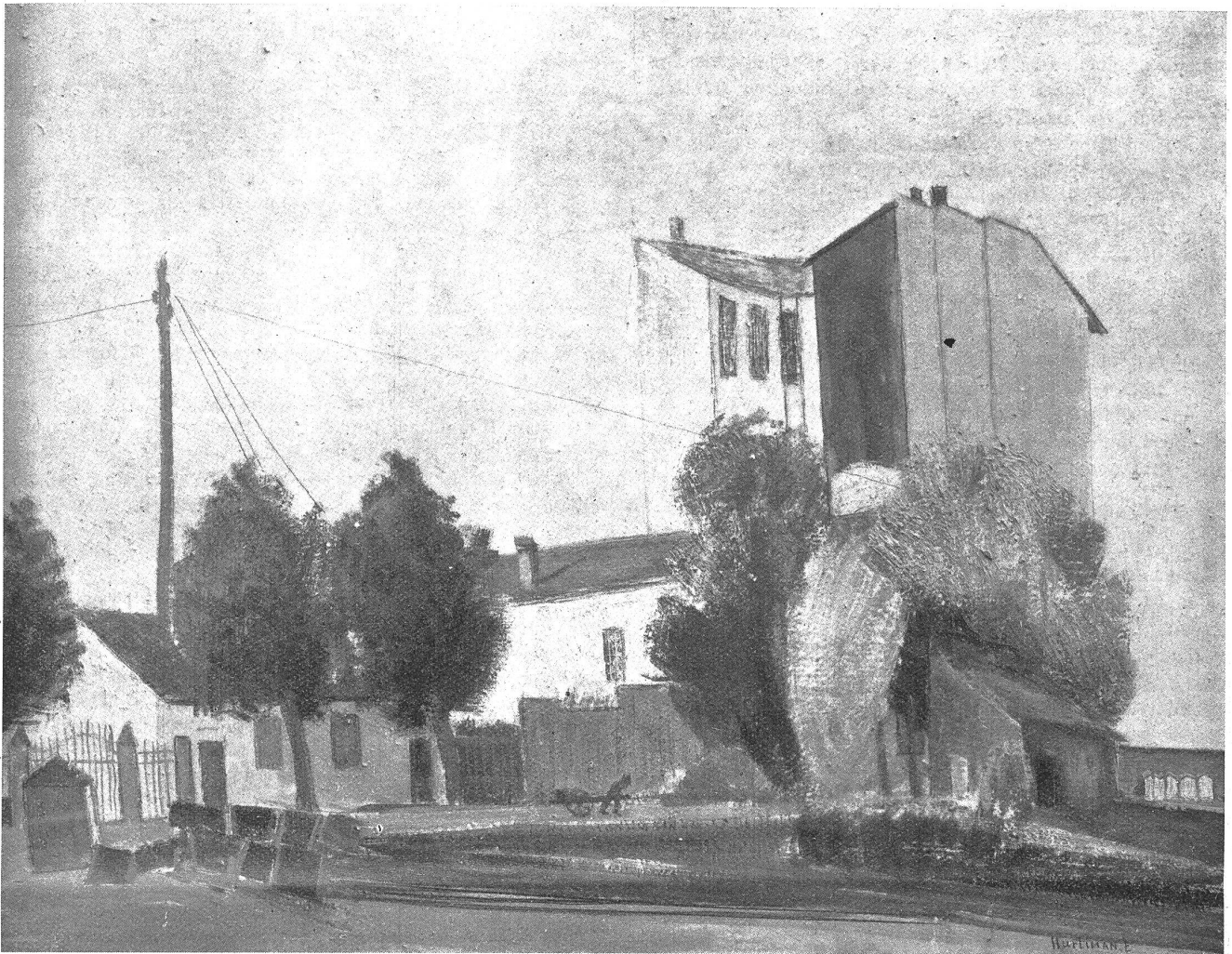
Der Schluß des Briefes ging in ein Gestammel über; es war daraus wohl zu spüren, daß die Schreiberin an jener Grenze wandelte, die Tag und Nacht der Seele scheidet. Nur noch einige zusammenhanglose Sätze waren zu verstehen. „Den Goethe gebe ich nicht gern aus der Hand. Tausend Küsse habe ich auf das kleine Buch gedrückt. Im Kloster aber würde es mir doch abgenommen. Ich sende Dir durch Testa noch einige Andenken. Meine kleine goldene Uhr aus Baden-Baden schenke Deiner Schwester! — Trauere nicht zu sehr, Heinrich. Es gibt über den Sternen ein Wiedersehen.“ —

Landfiedel kam nicht weiter.

„Doia, Doia, was hast du getan!“ schrie er auf. „Mich verlassen!“ Er ließ den Tränen freien Lauf.

Das erste, was er wieder mit Vernunft tat, war, daß er die Briefe an Vater Placidus schickte.

Die Antwort des Benediktiners kam rasch. „Wie trauere ich mit Ihnen, lieber Freund, um den Verlust derjenigen, die Stern und Licht Ihres Lebens hätte werden sollen. Ich fühle mich schuldig, daß ich nicht wieder nach Altanca gegangen bin, und in tiefe Betrübniß gestürzt, daß mein ehemaliger Schüler Bernardo Gini in engherzigem Eifer eine große Schuld an dem Unglück der Doia Cesari auf sich geladen hat. Wie kann, wer das Kleid des Herrn trägt, so unmensächlich sein! Ich spüre aber auch, was Sie in diesem Augenblick abgrundtiefer Schmerzen wohl noch nicht verstehen können, Doia Cesari hat den Dornenweg des Verzichtes gehen müssen. Den Stürmen der Welt war ihre edle Seele nicht gewachsen und mit der großen Angst ihres



Studie aus der Poebene.

Gemälde von Emma Jecker-Hürlimann, Milano.

Herzens auch nie der Spannkräfte fähig gewesen, die es selbst neben einem geliebten Gatten bedarf, um sich in einem Land einzuleben, das für sie doch eine Fremde war.

Sie wird neben ihrer gottergebenen Freundin und, indem sie den ärmsten unter armen Kindern dient, den Frieden finden! Auch Ihnen möge das erschütternde Leid zum Guten ausschlagen. Es hat Quellen des Lebens, die kein Glücklicher kennt! Lassen Sie sie springen. Gott segne Sie!" —

Was half dem darnieder geschlagenen Heinrich der Trostbrief des vornehmen Mönchs?

Er wurde krank.

In diese Zeit hinein fiel eine Sendung Testas: „Hier, mein lieber Landsiedel, einige Andenken von Doia, nach ihrem Wunsch. Ueber das, was geschehen ist, will ich schweigen; ich käme ja bloß wieder über die Geistlichen und Advokaten in Wut. Ich bin eben daran, die unangenehmste Obliegenheit, die in meinem Leben an mich herangetreten ist, zu erledigen. Wie Vergeudung kommt es mir vor, daß ich das so redlich und in langer Arbeit verdiente Vermögen Cefaris an begehrliche und undankbare Verwandte, die ihm nie viel gewesen sind, und an das Kloster, in das Doia tritt, nach ihrem Willen verteile. Ein paar Tausende werden für Grimelli auf eine Bank angelegt, damit er zu leben findet, wenn er seine Strafe verbüßt hat. Warum hätte Doia nicht eher an Sie und Ihre Stu-

dien denken sollen? — Aber sie ist ein Weib; da kann man nicht rechten!" —

Nein, nie hatte Heinrich das Geld Doias begehrt, nur ihre Seele. Die paar kleinen Geschenke waren ihm lieber als ein Vermächtnis, das wie eine Ablöschung für seine Schmerzen ausgesehen hätte.

Als er sich endlich von seiner Krankheit erhob, war es Hochwinter. Wie ein Märchen verträumt lag Tübingen im Schnee.

Da kam wieder einmal sein Freund Ulrich Zeuster zu ihm. „Für dich muß etwas geschehen, Landsiedel. Du siehst bleich wie eine Milchsuppe aus. Mein Rat: Ich will dir in meiner Heimat, im Vaterhaus der Tilla Sched, Quartier bereiten. Dort ist der Winter noch viel schöner als hier und voll Sonne. Das von einem mächtigen Strohdach beschirmte Forsthaus steht auf einer waldumkränzten Wiese und geschützt vor jedem rauhen Wind. Du hast dort die Gesellschaft Tillas, die für dich Zeit besitzt. Und mehr als Zeit, Teilnahme! Ich weiß, sie hat dich nie vergessen, seit du ihr auf dem Lufmanier begegnet bist. Sage ja. Und in ein paar Tagen geleite ich dich dorthin!"

„Ich will's mir überlegen“, antwortete Heinrich zögernd.

Nein, Tilla Sched, die liebliche Schwarzwälderin, die ihm bei der Begegnung auf Santa Maria wie das blühende lockende Urbild der Heimat erschienen war, wollte er jetzt nicht sehen. In seiner Seele sollte sich kein anderes Frauenwesen neben die

dunkle Schmerzensschönheit Doias, der für ihn ewig Verlorenen, drängen. Das litt sein Herz nicht, sein Herz, das sie mit einem Strahlenkranz schmückte, wie ihn die Märtyrinnen tragen.

Sonst aber hatte die freundschaftliche Anregung Zeusers seinen Beifall. Um sich Genesung zu schaffen, ging er als Wintergast in ein anderes schwarzwäldisches Forsthaus, ein Halbfremder. Dort in der tiefen Einsamkeit, in der Stille der Nächte schrieb er seine „Doia-Lieder“.

Im Schmerz um die Geliebte stiegen ihm die Gedichte aus der Tiefe der Seele; in wunderbar erhöhten Stunden war ihm, als schwebte ihr Geist grüßend und lächelnd durch die Kammer, war ihm, als erlebe er eine von allen Schläden der Unvollkommenheit und des Unglücks befreite Liebe mit ihr. Und sonderbar! Aus den sich säufelnden Schmerzen stiegen die Frühlings- und Liederlerchen einer freudigen Lebensbejahung.

„Ihre Gedichte sind herrlich“, schrieb ihm Pater Placidus. „Sie haben die Quellen springen lassen, die kein Glücklicher kennt!“ Und Heinrich genas dem Leben. —

Vierundzwanzigstes Kapitel.

„Die Zeit eilt, teilt und heilt!“ Der Spruch steht auf einer alten Schwarzwälderuhr. Landsiedel erfuhr die Wahrheit. —

Das deutsche Schrifttum ist gesättigt mit Gedichten. Selbst ein vortreffliches neues Bändchen erregt nur die Teilnahme eines kleinen Kreises von Menschen. So ging es seinen „Doia-Liedern“. Im stillen aber wurden doch einige feine Köpfe auf den Lyriker aufmerksam, der in den Bergen ein wunderbares Liebesabenteuer erlebt haben mußte und dafür die unmittelbaren Strophen des Herzens fand.

Als er seine Studien beendet und den Dokortitel erworben hatte, wurde er durch die Handreichung der stillen Freunde seiner Pieder Lehrer am königlichen Katharinenstift in Stuttgart, in dem die weibliche Jugend Schwabens ein- und ausfliegt, ein prächtiger Mädchenschwarm von Blond und Braun, von lachenden Augen und gesunden Seelen.

Zuerst war er Lehrer des Italienischen; die Sehnsucht zog ihn aber stets stärker in die blühenden Gärten der Muttersprache hinüber. Als der alte Professor der deutschen Literatur sich in den wohlverdienten Feierabend zurückzog, wurde er als dessen Nachfolger in das schöne Amt eines Auslegers deutscher Dichtung berufen, ein Amt, in dem er daheim war wie der Vogel im Grünen. Selbst diejenigen, die seiner Ernennung widerstrebt hatten, weil er ihnen noch nicht reif genug für den Posten eines Turmwartes der Sprache und Poesie erschienen war, gaben nach einiger Zeit zu: „Es ist wieder einmal Frühling im alten Stift!“ Und ob er nun einer jüngeren Klasse das unergängliche Helden- und Liebeslied von Siegfried und Krimhilde darlegte oder eine höhere auf den Spuren des jungen Goethe wandeln ließ, besaß er selber das Gefühl: Es ist Frühling! Er hatte es noch mehr, wenn er seine Schülerinnen hinaus an den Neckar und nach Marbach führte, auf der Höhe oberhalb des Dorfes Waldschule hielt und im Angesicht der schwäbischen Heimat vom Werdegang Friedrich Schillers sprach.

Schluß folgt.

Der Knecht

Von F. W. Konrad

Er gehörte zum Anwesen wie der Dachfirst. Denn seit zwanzig Jahren diente er hier ohne Unterbrechung. Und genau vor zwanzig Jahren hatte auch ein neuer Dachfirst her müssen, weil der alte allzu unansehnlich und lotterig geworden war. So hatte es der alte Dick gewollt, dem der Hof gehört. Jetzt freilich hatte er längst das Zeitliche gesegnet und lag draußen im Friedhofswinkel, gerade dort, wo der Buchsbaumhag plöß-

lich auf einen halben Meter Breite zu halber Baumhöhe emporgewachsen war. Ein gutes Herz hatte er gehabt, der alte Dick. Noch sprachen die Nachbarn fast täglich von ihm, und weitumher im Umkreise von acht Gemeinden war da und dort einer, der ihn zu rühmen wußte. Und fast aus Gutherzigkeit nur hatte er seinerzeit den Gottlieb, sein Patenkind, als Knechtlein zu sich auf den nicht eben großen, aber auch nicht grad mageren Hof genommen. Denn viel erschaffen tat der Gottlieb nicht. Heißen zur Arbeit mußte man ihn im Tage mehr als zweimal. Hingegen was man faul nennt, das war er auch nicht eigentlich. Er meinte es treu und gut, und das war wohl schon etwas wert. Wenigstens galt es, so lange der alte Dick lebte.

Aber wie der seine redlichen, braunen Augen geschlossen hatte, kam ein neuer Geist auf den Hof. Der war noch nicht ausgegoren, versprach wohl einen guten Wein, schmeckte aber noch grausam bitter. Hansdavid, der ledige Schweistersohn des Dick, hatte das Glück gehabt, den ausgezahlten Hof erben zu können. Ein Ungattlicher war der Hansdavid nicht. Aber in vielen Sachen halt hatte er seinen eigenen Kopf.

Da geschah es eines schönen Sonntag nachmittags, daß der Gottlieb oben im Gaden ein reines, weißes Hemd anzog, wobei er über die hartgestärkte Brust und die zugefrorenen Knopflöcher fluchte. Dann schlüpfte er in die tüchtigen, braunen Sonntagshosen, an denen man mit dem besten Auge keinen Flecken erkennen konnte, so sauber hatte sie ihm Eisi, die Jungfer des Hansdavid, gepußt. Aus dem Schranke nahm er die neuen Hosenträger, die er kürzlich beim Trödler in der Stadt für vierzig Baken erstanden. Unter die Weste und über den Hals schob er eine funkelnd neue Krawatte. Für die hatte er mehr zahlen müssen als für die Hosenträger. Also prächtig ausgerüstet und ausgestattet trampelte der Gottlieb auf seinen glänzigen Sonntagshufen die kurze, steile Treppe hinunter und bewegte sich mit jener Eleganz, wie sie Bauernknechten an Sonntagen eigen ist, gegen den Schopf, aus dem er ein reichlich geöltes und rund aufgepumptes Velo herausholte; denn das sollte heute sein Reitpferd sein.

„Willst fort?“ fragte das Eisi aus der Türe und ließ seinen Blick mit einem leisen Bewundern über den sonntäglichen Staat und das treuherzige Gesicht des Knechtleins gleiten.

„Denk!“ machte das etwas mürrisch, anfahren und aufsitzen. Zurückschauen tat der Gottlieb nicht. Aber Eisi hob gleichwohl ganz sachte den Fürtuchzipfel und winkte dem Wegfahrenden ein verstoßenes Grüßlein nach.

Im Kirchdorfe, drei Stunden vom Hofe des Hansdavid, war Tanz. Das hatte drum dem Gottlieb in die Nase gestochen. Denn dort kannte er ein Meitli, dem war er heimlich gar gewogen. Es hieß Lisebethli, war bei einem großen Bauern in Stellung. Und das war richtig auch auf dem Tanzboden, war schön angezogen und machte ein gar freundliches, hübsches Gesicht.

„Fährst einen mit?“ fragte Gottlieb, als er Lisebethlis anständig wurde.

„Schon!“ nickte das zustimmend und nestelte an der neuen, silbernen Brosche, die unter dem weißen Hälslein das weiße Kleid zusammenhielt. Wie der Gottlieb einen Augenblick nebenaus sah, erhielt er von dem Meitli heimlich einen schelmischen, verschämten Augenaufschlag. Der ging wie ein weißroter Schein über das Angeficht des Knechtes, daß er sich unwillkürlich und beglückt umfah nach dem Herkommen des leisen Strahles von innerem Licht.

Bei einem Glase Wein taute der Gottlieb auf und fing an zu plaudern. Und Lisebethli hörte ihm zu. Aber dazwischenreden tat es nicht. Und einmal sagte ihm der Gottlieb, es sei ein herziges Meiteli. Das hörte das Lisebethli gar nicht ungern. Warum auch? Wenn man just achtzehnjährig geworden ist und hat kein unleidendes Gesichtlein und ein Herz voll ungestillter Sehnsucht. So ein achtzehnjähriges Meitli gleicht einem Apfelbäumchen, wenn es lenzt und die Blüten eben aufgehen. Was weiß so ein halberblühtes Apfelbäumchen von dem frucht schweren Herbst? — Und das Lisebethli trank auch von dem roten Burgunder.